

Sonja KMEC, Pit PÉPORTÉ (éd.), *Lieux de mémoire au Luxembourg II: Jeux d'échelles. Erinnerungsorte in Luxemburg II: Perspektivenwechsel. Luxembourg: Editions Saint-Paul, 2013, 280 S.; ISBN 978-2-87963-830-0; 37 €.*

Band 2 der „Lieux de mémoire au Luxembourg“ / „Erinnerungsorte in Luxemburg“ führt den Untertitel „Perspektivenwechsel“. Einen Perspektivenwechsel haben die Herausgeber des 2. Bandes auch tatsächlich vollzogen. Während sich die Auswahl der Erinnerungsorte des ersten Bandes an der Frage des Umgangs mit der Vergangenheit und der Konstruktion der Nation orientierte – so der Untertitel –, soll mit dem 2. Band explizit dieser nationale Rahmen verlassen werden zugunsten einer transnationalen Herangehensweise. Luxemburg steht zwar nach wie vor im Fokus, jetzt aber als „Kommunikationsraum“ (S. 9), der nicht nur aus einer Binnenperspektive, sondern auch aus der Außenperspektive betrachtet wird. Mit dem Perspektivenwechsel reagieren die Herausgeber u.a. auf Kritik, die eine konventionelle Auswahl und die starke Bindung an die nationale Identität bemängelte. Die Auswahl der Beispiele ist nun auch alles andere als konventionell zu nennen. Sind der Erste Weltkrieg (S. 19–24), Schengen (S. 97–102), der Finanzplatz Luxemburg (S. 79–84), das Schloss Vianden (S. 205–210) oder die Springprozession (S. 235–240) noch eher „vorhersehbare“ Themen, so bieten die Beiträge zum Maulkorbgesetz (S. 31–36), zur Ecole européenne (S. 67–72), zu Siebenbürgen (S. 115–120), zum „Congo belge“ (S. 133–138), zu den „Produits culinaires régionaux“ (S. 181–186) oder zu Thierry van Werveke (S. 247–252) überraschende Einblicke in die Erinnerungskultur Luxemburgs – um nur einige wenige Beispiele herauszugreifen. Anders als im ersten Band, der die Beispiele einzelnen Kapiteln (Hintergründe, Personen und Figuren, Ereignisse, Orte, Landschaften, Symbole, Traditionen) zuordnet, verzichtet Band II bewusst auf eine solche Gliederung – so assoziativ wie Erinnerungen selbst sind auch die Erinnerungsorte.

In der Einleitung werden die Terminologie des Erinnerungsortes und die Methode kurz und prägnant dargelegt. Die Konstruktion und Veränderbarkeit des Erinnerungsortes, die sozialen Akteure und die vermittelnden Medien stehen im Vordergrund. So entfaltet der Band insbesondere dann seine Stärke und seinen besonderen Reiz, wenn

in den einzelnen Artikeln die Vielschichtigkeit der Untersuchungsebenen sowie die Entwicklungen und Problematiken der Erinnerungsorte aufgezeigt und diskutiert werden. So wird man zum Beispiel gewahr, dass der Versuch der Einführung der Republik im Jahr 1919 (S. 25–30) sich ebenso schwach im kollektiven Gedächtnis festgesetzt hat wie die Bedeutung der Europaschule für den Gedanken der Einheit Europas oder die „collaboration coloniale belgo-luxembourgeoise“ (S. 133). Gerade diese Grenzfälle sind aber besonders interessant, da sie die Frage aufwerfen, warum manche Ereignisse oder Institutionen stärker rezipiert wurden als andere. Beispielhaft wird dies auch an zwei bedeutenden Forschern mit Luxemburger Ursprünge deutlich: Gabriel Lippmann (S. 157–162), der Nobelpreisträger in Physik, und Henri Tudor (S. 163–168), der Erfinder des ersten brauchbaren Bleiakкумуляtors. Beide Forscher haben die längste Zeit ihres Lebens außerhalb Luxemburgs verbracht. Während an Gabriel Lippmann aber nur eine Gedenkplakette an seinem Geburtshaus, ein Straßename, ein Centre de recherche public und einige wenige Ausstellungen erinnern, ist Henri Tudor durch Briefmarken, ein Weinetikett, ein Centre de recherche public, Gedenktafeln, eine Büste und durch das Museum in Rosport sehr präsent. Ist Henri Tudor aber tatsächlich ein „exemple d’une intégration parfaite“, ist er „Luxembourgeois de cœur“ (S. 164)? Der Beitrag greift diese Fragen auf und zeigt die verschiedenen Bedeutungsebenen des Erinnerungsortes Henri Tudor auf: lokal für Rosport und Luxemburg, aber auch global, dank des internationalen Firmennetzes, das Tudor aufbaute. Dass es sich bei den „lieux de mémoire“ um Konstruktionen handelt, zeigt anschaulich das Beispiel der sog. Luxemburger Nationalgerichte (S. 187–192), wie „Judd mat Gaardebounen“, das sich aber ebenso in Lothringen wie im Saarland findet. Die Vielschichtigkeit der Symbolik wird schließlich auch am Beispiel der Festung deutlich. Der Erinnerungsort Festung avancierte nicht nur zum Nationalsymbol, das nur für die „prekäre geopolitische Lage des Kleinstaates im Kräftefeld europäischer Großmächte“ (S. 91) steht, die Festungssymbolik wird vielmehr auch in der gegenwärtigen Banken- und Steuerparadiesdiskussion bzw. in der Diskussion um restriktive Migrationsbestimmungen eingesetzt. Dem Bild Luxemburgs als „Herz Europas“ wird das der „Festung Europa“ entgegengesetzt. Das Beispiel der Herzöge von Burgund (S. 103–108) zeigt wiederum, wie stark die Symbolfunktion dieser Herrscher in den Erinnerungskulturen verschiedener Nationalstaaten (Belgien, Luxemburg, Niederlande) variieren kann. Je nach „nationaler Meistererzählung“ werden die Burgunder als Begründer des Nationalstaates, als Fremdherrscher oder als Inkarnationen von Kultur, Pracht und Dekadenz angesehen.

Dies sind nur wenige Beispiele, die das Konzept des Bandes verdeutlichen, der sich in eine mittlerweile ganze Reihe von Forschungen einreicht, die sich zum einen kritisch mit nationalen Mythen und der Meistererzählung Luxemburger Geschichtsschreibung auseinandersetzen, zum anderen mit Fragen der Identitätskonstruktionen. Dass der eine oder andere Artikel mehr dem Konzept der Identitätskonstruktion als dem des „lieu de mémoire“ verhaftet scheint, schmälert den positiven Eindruck des Bandes jedoch nicht. Es gelingt den Herausgebern und Autoren, den nationalen Rahmen aufzubrechen und den Aspekt der europäischen Integration Luxemburgs in einer ganzen Reihe von Beiträgen stärker in den Vordergrund zu stellen. Die kurzen und abwechslungsreichen Artikel bieten unter dem Aspekt der Erinnerungskultur einen im wahrsten Sinne des Wortes anschaulichen und origi-

nellen Einblick in die Geschichte und die Geschichtsschreibung Luxemburgs – auch im Verhältnis zu seinen Nachbarn.

Andrea Binsfeld

Michel PAULY, Paul SCHMIT (Hg.), Von Chorsängern, Eisenbahnen und Kirchenglocken. Festschrift zum 150-jährigen Bestehen der Chorale Schüttrange – Schütter Gesank, Schüttrange 2013, 130 S.; 29 €.

Diese Festschrift vereinigt sehr unterschiedliche, teils illustrierte Beiträge. Sie zeichnet sich dadurch aus, dass die Autorin und die Autoren des Bandes für ihre jeweiligen Themenbereiche höchst kompetent sind.

Guy Jourdain's Geschichte des Schüttringer Gesangsvereins beleuchtet die Anfänge des Vereins in den frühen 1860er Jahren und skizziert die wesentlichen Entwicklungslinien der Vereinsgeschichte – Dirigenten, Vorsitzende, Jubiläumsfeiern, Fahnenweihen, das Verhältnis des Gesangsvereins zum Pfarrer, die Gefährdungen während des Zweiten Weltkriegs, den Wandel von einem Männerchor zu einem gemischten Chor. Breiten Raum nimmt die Renovierung des Vereinshauses in den 1980er Jahren ein, die den Mitgliedern des Vereins erhebliche Opfer abverlangte.

Die sprachwissenschaftliche Analyse Cristian Kollmanns setzt sich mit der Deutung der Herkunft des Ortsnamens „Schüttringen“ auseinander. Seine Studie folgt der Frage, ob „Schüttringen“ eher auf einen Rufnamen zurückgeht oder auf die Bezeichnung für einen Ort oder ein Gewässer. Er kommt zu dem für Luxemburg bislang für Ortsnamen mit „-ingen“-Endungen einzigartigen Ergebnis, dass „Schüttringen“ wohl auf eine Flurbezeichnung zurückgeht. Damit eröffnet der Autor interessante Perspektiven für weiterführende Forschungen.

Die politische Entwicklung der Gemeinde Schüttringen skizziert Christoph Bumb. Mit Marc Trossen setzt er die erste sichere Erwähnung Schüttringens in der Mitte des 11. Jahrhunderts an, als der Ort zu den umfangreichen Besitztümern der Abtei St. Maximin vor Trier im heutigen Großherzogtum gehörte. Die Geschichte der politisch-administrativen Gemeinde Schüttringen behandelt der Autor auf den Ebenen Gemeindeverfassung und -verwaltung, politische Partizipation der Einwohner, die Gemeindeführung und ihre Handlungsspielräume, innere Streitigkeiten und Kriegsbeschwerden sowie die politische Führung der Gemeinde seit dem Zweiten Weltkrieg.

Auf der Grundlage einer beeindruckend breiten Analyse archivalischer und publizierter Quellen beleuchtet Yvan Staus den Eisenbahnbau in der Gemeinde Schüttringen. Präzise arbeitet der Autor die Rolle der Regierung und die gemischte staatliche und private Finanzierung heraus. Ein Lehrbeispiel der Staatsbildung im 19. Jahrhundert sind die Debatten und Entscheidungsprozesse über den endgültigen Verlauf der Bahntrasse Luxemburg–Trier, nachdem die Variante entlang der Mosel am Widerstand der lokalen Bevölkerung gescheitert war.

In seiner Forschungsskizze über die „Reichsarbeitsdienst“(RAD)-Lager in Luxemburg, darunter eines in Schüttringen, zeigt Paul Dostert, dass in diesen Lagern „Arbeitsdienstmänner“ und „Arbeitsdienstmädchen“ aus dem so genannten „Altreich“

sowie zwangsrekrutierte Arbeitsdienstleistende aus Lothringen untergebracht waren. Eingesetzt wurden die RAD-Angehörigen vor allem für Entwässerungsarbeiten. Bei öffentlichen Veranstaltungen dienten die Aufmärsche der RAD-Angehörigen der Propaganda der NS-Führung. Insgesamt waren sie ein Instrument der Nationalsozialisten für die Integration Luxemburgs in das „Großdeutsche Reich“.

Zwei komplementäre Beiträge widmen sich der Kirchengeschichte der Gemeinde. Alex Langini skizziert die Geschichte der Pfarrkirche St. Peter. Große Teile seiner Studie widmen sich den Ausbauphasen der Kirche in der Mitte des 18. Jahrhunderts und Ende des 19. Jahrhunderts. Der Aufsatz Georges Hellinghausens skizziert das Wirken einiger bedeutender Schüttringer Pfarrer, beginnend mit Michael Meys, der die Initiative zum Ausbau der Kirche im 18. Jahrhundert ergriff. Franz Brauch prägte die letzte große Ausbauphase des Kirchengebäudes. Die Amtszeit von Pfarrer Mathias Peters war gekennzeichnet von ebenso gefährlichen wie effizienten Widerstandsaktionen des Geistlichen gegen die NS-Besatzung im Zweiten Weltkrieg. Mit dem langjährigen Pfarrer Joseph Delhalt schließt die Reihe der Kurzbiographien.

Der archäologische Grabungsbericht J. Frank Wagners schildert den Versuch einer Gruppe von Studierenden der Universitäten Luxemburg und Trier, zwei Kirchenglocken, die die Einwohner Schüttringens 1794 vor dem Zugriff des französischen Militärs versteckt hatten, wieder aufzufinden. Doch offenbar traf der lokalhistorische Befund zu, dass die Glocken von Schüttringer Bürgern 1813 heimlich ausgegraben und verkauft worden seien. Denn auch die Archäologinnen und Archäologen wurden nicht fündig, wollen ihre Zusammenarbeit aber dennoch fortsetzen.

Syrdall-Sagen sind Gegenstand der beiden letzten Beiträge des Bandes. Germaine Goetzinger setzt zunächst den literaturwissenschaftlichen Rahmen, indem sie die Gattungen „Sage“, „Legende“ und „Märchen“ und die Geschichtsschreibung klar voneinander abgrenzt. Nach einer Skizze der Sammlungen luxemburgischer Sagen von Nicolas Gredt und Edmond de la Fontaine (Dicks) stellt sie den bedeutendsten Sammler der Syrdall-Sagen, Guillaume Lamesch, vor. Im abschließenden Beitrag des Bandes präsentiert die Autorin einige ausgewählte, schön illustrierte Beispiele der Sammlung Lameschs, gereimt und in luxemburgischer Sprache.

Insgesamt waren für einige der Aufsätze die grundlegenden Vorarbeiten Marc Trossens von hoher Bedeutung. Die Argumentationen und Ergebnisse mancher Beiträge sind anschlussfähig an sozial- und kulturwissenschaftliche Forschungsdebatten. Ein lesenswerter Band.

Norbert Franz

Renate ZEDINGER, Lorraine et Pays-Bas autrichiens au XVIII^e siècle (Le dix-huitième siècle et la monarchie des Habsbourg, Collection internationale, vol. 1), Bochum, Verlag Dr. Dieter Winkler, 2010, 203 pages, ISBN 978-3-89911-135-4.

Le premier volume de la nouvelle collection lancée par la Société autrichienne d'étude du XVIII^e siècle s'intéresse d'emblée à deux territoires périphériques de la monarchie des Habsbourg : les Pays-Bas autrichiens et la Lorraine. Le choix peut se

justifier car la recherche a trop longtemps privilégié les pays qui forment le noyau de l'empire habsbourgeois et négligé l'apport pourtant considérable des régions frontalières. L'histoire du duché lorrain et des « provinces belgiques » en offre la preuve. Les échanges – d'ailleurs dans les deux sens – entre la cour de Vienne et les deux territoires si éloignés du centre furent nombreux et riches. L'ouvrage de Renate Zedinger éclaire les relations politiques, culturelles et administratives entre ces différentes entités territoriales. Le livre de l'historienne autrichienne n'est pas une véritable synthèse mais réunit quatorze études présentées depuis 1997 à différents colloques et journées d'études en France, en Belgique et en Italie.

Terre d'Empire, le duché de Lorraine a été occupé au XVII^e siècle par les armées de la France avant que le traité de Ryswick, en 1697, ne rende à nouveau au duc Léopold la souveraineté sur ses terres. Pourtant, l'indépendance de la Lorraine reste menacée. Les ducs lorrains cherchent traditionnellement l'alliance avec la Maison de Habsbourg pour contrer l'expansionnisme français. En 1736, le jeune duc François III de Lorraine épouse l'archiduchesse Marie-Thérèse, la fille aînée de l'empereur Charles VI. Son mariage l'oblige à consentir à l'échange des duchés de Bar et de Lorraine contre la Toscane. Ce qu'on ignore souvent, c'est que le départ de François III entraîna un exode de nobles, d'artistes, d'architectes et de savants qui suivirent leur duc d'abord à Florence, puis à Vienne. Zedinger retrace ce courant migratoire et montre comment les innovations initiées par les immigrés ont enrichi la vie scientifique, culturelle et économique de la monarchie habsbourgeoise. Or, parmi ces esprits éclairés venus de Lorraine, le prince lui-même se distinguait. François de Lorraine se passionnait pour la mécanique, l'hydraulique et l'optique. Il créa un cabinet des machines et un cabinet des sciences naturelles qui fut à l'origine du *Naturhistorisches Museum* à Vienne. Le mari de Marie-Thérèse, élu empereur en 1745, avait une disposition phénoménale pour les affaires économiques et financières. À sa mort, en 1765, il laissa une fortune personnelle que son fils Joseph II a utilisée pour renflouer les caisses de l'État. Néanmoins, la postérité n'a retenu que les faits et gestes de Marie-Thérèse, oubliant l'homme qui était derrière l'« Impératrice-Reine ». L'historiographie traditionnelle n'a attribué qu'un simple rôle de représentation à François de Lorraine. Le mérite de Zedinger est de corriger cette image réductrice. François de Lorraine fut le conseiller intime de Marie-Thérèse. Il la guida pendant les premières années, particulièrement périlleuses, de son règne. Comment une jeune femme politiquement inexpérimentée aurait-elle pu autrement gouverner du jour au lendemain un immense empire et soutenir une guerre contre la Prusse et la France ? Par la suite, beaucoup de réformes économiques et financières portent également la marque de ce prince particulièrement doué en affaires. Les deux contributions dans le volume qui sont consacrées à François de Lorraine permettent de se rendre compte de l'importance de ce personnage pour la compréhension du règne de Marie-Thérèse.

Un deuxième volet d'articles explore l'intégration des provinces des Pays-Bas dans l'État habsbourgeois et les conséquences de leur perte, définitivement scellée par le traité de Campo Formio en 1797. Les recherches de Zedinger se concentrent sur un aspect particulier : les fonctionnaires originaires des Pays-Bas qui ont servi dans l'appareil administratif mis en place par le régime autrichien, et notamment dans les instances centrales à Vienne, le Conseil suprême des Pays-Bas, puis, à partir de

1757, le département des Pays-Bas de la Chancellerie de Cour et d'État. Ces serviteurs de la monarchie ont été les agents de la modernisation de l'État et de la politique de réforme. Cherchant un compromis entre particularisme et velléités centralisatrices, ils sont les véritables artisans de l'intégration. Plusieurs contributions reconstituent les parcours biographiques de ces grands commis jusqu'à leur exil forcé après la conquête des Pays-Bas par les armées révolutionnaires. Les travaux de Zedinger s'insèrent en fait dans un vaste projet de recherche sur le personnel politique des Pays-Bas autrichiens mené par l'Université catholique de Louvain, conjointement avec l'Université de Vienne. Ils complètent deux autres publications majeures issues de cette entreprise scientifique de longue haleine : la monographie « Die Verwaltung der österreichischen Niederlande in Wien (1714–1795). Studien zu den Zentralisierungstendenzen des Wiener Hofes im Staatswerdungsprozeß der Habsburgermonarchie », parue en 2000 et qui est également due à la plume de Zedinger, ainsi que le « Dictionnaire biographique du personnel des institutions centrales » édité par Claude Bruneel et Jean-Paul Hoyois en 2001.

L'histoire politique, trop attachée aux grandes figures, trop événementielle, a encore souvent mauvaise réputation. Pourtant, quand elle s'intéresse aux nombreux acteurs de second plan, leur action professionnelle, leurs liens familiaux, leur milieu social, elle n'a rien de démodé. L'enquête biographique telle qu'elle est ici pratiquée par Zedinger apporte un éclairage essentiel sur le fonctionnement des institutions et révèle les transferts culturels qui se sont opérés entre les différentes régions de l'Europe au XVIII^e siècle.

Guy Thewes

FLETCHER, Willard Allen et FLETCHER, Jean Tucker (éd.), *Defiant Diplomat George Platt Waller. American Consul in Nazi-Occupied Luxembourg, 1939–1941*, Newark, University of Delaware Press, 2012; ISBN 978-1611493986; 80 \$.

L'édition critique du témoignage de George Platt Waller sur les 15 premiers mois de l'occupation, durant la Seconde Guerre mondiale, paraissait prometteuse. Etant l'un des derniers diplomates étrangers restés en poste au Grand-Duché après l'invasion (l'autre étant le consul d'Italie), il fut un témoin privilégié de cette période. Il en fut également un acteur. Jusqu'à son départ, le 10 juillet 1941, le chargé d'affaires américain resta le seul lien des élites luxembourgeoises avec le monde extérieur. Le manuscrit qu'il rédigea entre juin 1942 et juin 1943 fut sorti de l'ombre par l'historien américain Willard Allen Fletcher et son épouse, Jean Tucker Fletcher. Elle fut bibliothécaire universitaire, il est professeur émérite à l'Université du Delaware et connaît très bien le Luxembourg, où il vécut une partie de son adolescence, avant d'être interné en Allemagne, en 1942, en tant que ressortissant d'un pays ennemi.

Grâce à son excellente connaissance des sources secondaires – y compris luxembourgeoises –, et par un patient travail de recherche dans des fonds d'archives américains et européens, le couple peut mettre un excellent appareil critique à la disposition des lecteurs de Waller. Malgré cela, le livre n'est pas à la hauteur de ses promesses d'éclairage nouveau parce que le témoignage du diplomate américain

est très proche du récit officiel luxembourgeois ; parce que les éditeurs ont manqué de souligner la véritable nature du texte, tout comme les motivations de son auteur.

Un aristocrate sudiste amoureux du Grand-Duché

La préface des éditeurs permet de mieux cerner Waller. Né en 1889 dans une famille aisée de l'Alabama, il fréquenta la prestigieuse Université de Virginie. En 1913, il intégra le corps diplomatique et fut accrédité au Luxembourg en 1931. Dans son texte, cet Américain exprime d'emblée son admiration pour le Luxembourg, un petit pays prospère, bien géré, aux institutions démocratiques. S'il loue sa modernité, l'érudit imprégné de culture européenne qu'il était laisse aussi cours à sa fascination pour l'histoire millénaire de cette contrée romantique : « *The Land of Haunted Castles* ». En aristocrate sudiste, élevé dans la tradition épiscopaliennne, à la fois protestante et très proche du catholicisme, il exprime sa profonde dévotion pour saint Willibrord et Notre Dame de Luxembourg, de même qu'un attachement sans bornes pour la Souveraine : *the incarnation of Luxembourg, the protectress of its liberties and happiness and the shining star of hope for its future is Her Royal Highness, Charlotte, by the Grace of God Grand Duchess of Luxembourg* (p. 5).

Epris du pays où il fut en poste, Waller paraît souvent plus luxembourgeois que les Luxembourgeois eux-mêmes. Au point que l'on en vient à se demander – à prendre le texte à la lettre – s'il défendait prioritairement les intérêts de son pays de naissance ou ceux de son pays d'accueil. De mai 1940 à son départ, il raconte avoir fait son possible pour reconforter des visiteurs, qu'il recevait dans un bureau où trônait un portrait de la Grande-Duchesse (p. 147). Il encouragea les actes de résistance morale, n'hésitant pas lui-même, représentant d'un pays neutre, à agir contre des occupants qu'il considérait comme ses ennemis. Ainsi, il ne ménagea pas ses efforts pour permettre aux juifs, pris au piège, de quitter le Luxembourg (p. 101–110). Délivrer des visas était encore dans le champ de ses prérogatives. Toutefois, il n'hésita pas non plus à outrepasser celles-ci lorsqu'il s'agissait de venir en aide à un pilote britannique dont l'appareil avait été abattu au-dessus du Grand-Duché (p. 69–76).

Dits et non-dits sur l'attitude des autorités

Le peuple que dépeint Waller est, dès la première heure, uni dans son hostilité aux Allemands et dans sa fidélité à ses dirigeants. A y lire de plus près, on détecte pourtant des indices trahissant le désarroi et les divisions de la société de l'époque. Waller écrit notamment qu'il interdisait à ses interlocuteurs luxembourgeois de critiquer le départ du gouvernement, [a]s *this criticism was obviously inspired by Germans and political opponents* (p. 44). Pourquoi ce rappel à l'ordre si les avis étaient unanimes ? Evoquant à un moment la phase allant de l'armistice franco-allemand à la mi-juillet 1940, il concède également que bien des Luxembourgeois *believed during this period that no price would be too great to pay for the immediate return of the Grand Duchess and the maintenance of the monarchy* (p. 75). Bien que le diplomate ne précise pas ce qu'il entendait par là, il s'agit d'une référence directe à l'offre que la Commission administrative voulait faire à Hitler.

Waller est particulièrement vague dans son évocation de cette commission, dont il connaissait pourtant très bien le président, Albert Wehrer. Ce dernier l'avait même rencontré quelques heures avant la création de la commission pour lui expliquer

qu'elle devait être un *legal business government*, chargé de *routine business* (p. 28). A cet endroit, les éditeurs, qui connaissent le mémoire que Wehrer rédigea après la guerre pour se justifier, font remarquer qu'il n'avait reçu aucune instruction précise de la part des ministres, avant que ceux-ci ne quittent le pays. Ils ne s'aventurent toutefois pas plus avant. En réalité, la Commission administrative ne se contenta pas d'assurer l'intérim, elle se concevait comme un véritable gouvernement, ayant sa propre stratégie à l'égard de l'envahisseur. Celle-ci peut se résumer par l'offre qu'elle comptait lui faire : l'adaptation à l'Ordre nouveau, en échange du retour de la Grande-Duchesse et du maintien de la souveraineté nationale.

They never found a Quisling

Waller n'ignorait rien de cela. Dans la suite de son manuscrit, il ne désigne d'ailleurs la Commission que comme *Luxembourg government* (voir notamment p. 45–46). Il s'efforce néanmoins de minimiser l'attitude des commissaires en présentant les officiers allemands sous un jour extrêmement favorable. Il décrit ainsi le général Gullmann, qui était à la tête de l'administration militaire allemande du Grand-Duché, comme un officier de carrière à l'ancienne, plein de prestance et fidèle à sa parole (p. 33–34). L'image complaisante que Waller donne de l'administration militaire contraste très fortement avec la manière dont il dépeint une administration civile nationale-socialiste criminelle. Celle-ci était dirigée par un petit Gauleiter médiocre, Gustav Simon, qui à l'occasion était saisi de crises de colère hystérique.

Simon, qui avait reçu pour mission de germaniser le Luxembourg, n'y aurait, selon Waller, trouvé pour seul allié qu'un « instituteur allemand », Damien Kratzenberg, qui *at a word from his masters joyfully founded the Volksdeutsche Bewegung*. Il poursuit : *Anyway Kratzenberg founded his movement, but could get no members. Apparently not a single Luxembourger would join* (p. 85). Selon Waller, Kratzenberg fit alors libérer de prison 38 criminels qui devinrent « *the 'Founding Fathers' of the Luxembourg Nazi Party* » (p. 86). Cette description spé cieuse de la VdB – qui soit dit en passant vit le jour sous l'administration militaire – éveille, à raison, la vigilance des éditeurs. En ce qui concerne Kratzenberg, ils notent : *here Waller was mistaken in thinking the Schoolteacher was not a Luxembourg native. Professor Dr. Kratzenberg was born in Clervaux, the son of a naturalized German immigrant* (p. 85, note 8). Par ailleurs, ils préviennent dès leur introduction que *[d]enyng that a traitor existed was not quite accurate, as postwar trials would show* (p. XXV). La contestation du récit de Waller sur ce point les a pourtant seulement conduits à changer le titre original que l'auteur avait donné à son manuscrit : *They never found a Quisling*. De cette manière, ils ont altéré l'identité du texte.

Un témoignage pour mobiliser l'opinion

Dans sa propre introduction, Waller tient à indiquer que le fait qu'il ne commença à écrire qu'un an après son retour *was due to the fact that I was given an opportunity to be of more direct service to my country than I could hope to render indirectly through this publication* (p. XXXI). Son témoignage était donc destiné à être lu par le public américain devant être mobilisé pour la guerre. L'amour de Waller pour le Luxembourg était vraisemblablement sincère, mais il en rajouta probablement aussi dans sa manière de l'exprimer, pour mieux convaincre ses compatriotes de la nécessité de combattre les Allemands, ne serait-ce que pour sauver ce petit pays, si

différent et pourtant si proche, dont le calvaire en disait long sur la barbarie nazie. Voilà pourquoi l'auteur n'hésite pas non plus à prendre le lecteur à témoin, par exemple dans un passage où il décrit comment de bons patriotes durent, sous la menace, signer le manifeste *Heim ins Reich* : *Secure in the clean air of America, protected by the Bill of Rights, you are at all times entirely free to decide. [...] Wherever the atmosphere has been polluted by the breath of the Nazism however, your choices are never between right or wrong, or honor and dishonor, but a decision between wrong and wrong, dishonor and dishonor* (p. 88).

Le plaidoyer du chargé d'affaires en faveur du Grand-Duché fait beaucoup songer au *Luxembourg Grey Book*, publié à Londres en 1942 par le gouvernement en exil. Il en reprend l'argumentaire en évoquant un peuple d'une loyauté sans faille à l'égard de sa souveraine et de son pays, unanime dans sa résistance à l'occupant – à l'exception d'une poignée d'étrangers et de criminels –, représenté à l'extérieur par un gouvernement qui avait tout de suite pris la bonne décision en se soustrayant à l'avance de la Wehrmacht. Cela ressemble fort à l'histoire officielle, mais, contrairement aux ministres luxembourgeois, Waller a bel et bien contribué à l'écrire sur place.

Consul ou proconsul ?

George Platt Waller fut bien plus qu'un observateur. Par l'intermédiaire du courrier diplomatique américain, il permit à l'Exécutif en exil de rester en contact avec les responsables politiques restés au Luxembourg. Il fut aussi, pour ces derniers, un protecteur et un conseiller. Cela apparaît à la lecture des rapports de la police allemande ainsi que de la correspondance du gouvernement en exil avec Antoine Funck, le chargé d'affaires luxembourgeois à Paris puis à Vichy. Waller aurait même aidé la Commission administrative à négocier une possible collaboration renforcée avec l'administration militaire allemande. Lui-même y fait une très furtive allusion dans son texte. Au début du onzième chapitre, il évoque une rencontre, qui eut lieu à Moestroff à la mi-mai 1940, entre des *well-thinking Luxembourgers* et de *well-disposed German officers*, au cours de laquelle ces derniers *were being enlightened and aided to understand the wisdom of letting Luxembourg alone internally until the war should restore it to complete independence* (p. 69).

Cet événement, particulièrement mystérieux, a aussi retenu l'attention des éditeurs qui n'en ont apparemment pas appris plus dans les archives américaines – ce qui est très dommage. Car il aurait été intéressant d'apprendre ce que furent exactement les activités du diplomate américain à cette époque – simple ami ou partie prenante – et sur la base de quel mandat il les exerça : celui de son gouvernement ou le sien propre ? Lui-même donne prise à une certaine ambiguïté lorsque, page 24, il décrit l'invasion comme une occasion de montrer de quel bois il était taillé : *Providence was giving me a great opportunity I had long dimly sensed, and for which I now realized I had remained in Luxembourg of my own desire for years, perhaps to the seeming detriment of my career in the strict sense. But now it was here, the event was even greater than I could have ever envisaged. To serve with every ounce of my strength the cause of God, of our inevitable allies, of my own country, and to take under my protection a nation noble, brave, defenseless, democratic and loyal !*

Vincent Artuso

Catherine LORENT, Die nationalsozialistische Kunst- und Kulturpolitik im Großherzogtum Luxemburg 1934–1944, Trier, Kliomedia Verlag, 2012, 412 S., ISBN 978-3-89890-173-4; 49,90 €.

Die vorliegende Dissertation von Catherine Lorent wurde 2010 in „Co-tutelle“ von den Universitäten Heidelberg und Luxemburg 2011 angenommen. Seit dem Herbst 2012 liegt die Untersuchung im Druck vor. Auf 331 Textseiten und 81 Seiten Anhang (Zeittafel, Kurzbiografien luxemburgischer Künstler, Datenanhang, Quellenanhang sowie Quellen- und Literaturverzeichnis) unternimmt die Autorin eine Analyse der nationalsozialistischen Kunst- und Kulturpolitik in Luxemburg unter deutscher Besatzung. Die chronologische Angabe im Titel (1934–1944) ist etwas irreführend, da vor 1940 die Kulturpolitik natürlich noch nicht vom nationalsozialistischen Deutschland bestimmt wurde. Ziel der Untersuchung ist es, „die Charakteristiken einer ‚regionalen‘, ‚arteigenen‘ Kunst und zugleich ihren propagandistischen Wert für die gesamte Reichsebene ‚Großdeutschland‘ zu ermitteln“ (S. 11).

Einleitend setzt Catherine Lorent sich mit der luxemburgischen Kulturpolitik (in erster Linie mit den bildenden Künsten) auseinander, wobei sie Wert auf die „internationalen Beziehungen“ der meisten Künstler legt (Kunststudium vor allem in Deutschland, Frankreich und Belgien). Eine nicht unwichtige Rolle spielten die Weltausstellungen der dreißiger Jahre, auf denen die Regierung luxemburgischen Künstlern die Gelegenheit bot ihre Werke zu zeigen.

Die nationalsozialistische Kulturpropaganda versuchte seit 1933, in Luxemburg ein Gegengewicht zu der vermeintlich übermächtigen französischen Kulturpropaganda zu schaffen. Die Themen „GEDELIT“ sowie die „spärliche“ Rezeption der repressiven nationalsozialistischen Kulturpolitik in der luxemburgischen Presse beschließen das erste Kapitel.

Der Hauptteil der Arbeit widmet sich dann dem eigentlichen Thema, nämlich der Kulturpolitik der nationalsozialistischen Besatzer in Luxemburg. Ausgehend von der Situation in Deutschland selbst, versucht die Autorin zu ergründen, was von den Hitlerschen Vorstellungen in Luxemburg umgesetzt wurde. Da aber die meisten dokumentarischen Unterlagen fehlen, ist es etwas mühsam über die nationalsozialistische Presse, fast ausschließlich das *Nationalblatt* (Luxemburg Ausgabe), diese Politik darstellen zu wollen. Auch die zusätzlich herangezogenen kulturpolitischen Hefte *Moselland* helfen nicht immer weiter, wenn es darum geht, die Gedanken des inneren Kreises um den „Chef der Zivilverwaltung“ zu ergründen. Immerhin werden die neu geschaffenen Strukturen, innerhalb derer die Künstler tätig werden durften, klar gezeichnet. Die einzelnen Unterkapitel zeigen ein systematisches Vorgehen, enttäuschen aber dann bei der Lektüre, da sie, wie z.B. das Kapitel über die Kunstakademie (S. 144), nur ganze sieben Zeilen lang sind. Nicht immer gelingt es, die luxemburgische Entwicklung in den reichsdeutschen Kontext einzubetten. So wird kaum klar, was die „Großen Deutschen Kunstausstellungen“ für die Kulturpolitik in Luxemburg bedeuteten. Die Teilnahme eines einzigen Künstlers aus Luxemburg an mehreren dieser Ausstellungen (1940/41, 1941/42, 1943/44) und der Erwerb eines seiner Gemälde durch Hitler belegen eigentlich nichts. Im Folgenden werden dann „Typen der Tendenzkunst“ (Bauer, Arbeiter und Held) an Hand von Luxemburger Beispielen erläutert, wobei schnell klar wird, dass der „Mischtypus“ dominiert. Konkreter gestaltet sich dann der zweite Teil unter dem Titel „Wir-

ken“. Mit für die Zeit modernsten Mitteln (Film, Lichtbildvorträgen) sollte das Publikum für die nationalsozialistische Kunstpolitik gewonnen werden, wobei die „deutsche Kunst“ als vorbildlich galt und die Überlegenheit Deutschlands in der Geschichte belegt werden sollte, auch im Hinblick auf eine Gewinnung der Luxemburger für das „Dritte Reich“. Die Rolle der GEDELIT, die Emile Haag schon in einem *Hémecht*-Aufsatz 1977 (Heft 2) analysiert hatte, wird hier erneut dargestellt. Es folgen chronologisch aufgereiht die verschiedenen Vorträge, die in Luxemburg zumeist von deutschen Vortragenden gehalten wurden. Die Rezeption in der Presse beschränkt sich aber meist in der oft langen Zitierung der wichtigsten Abschnitte. Hier fehlt eindeutig eine kritische Analyse. Auch bei den „Großen und Kleinen Kunstschauen“ bleibt die deskriptive Herangehensweise bestimmend. Gleiches gilt für die in Berlin veranstaltete *Kunstaussstellung Moselland*, die später auch in Posen und Breslau gezeigt wurde. Um die luxemburgischen Künstler von der Größe Deutschlands zu überzeugen, wurden zwei „Künstlerfahrten“ organisiert. An den ab 1942 stattfindenden Kreistagen spielte Kunst und Kultur eine große Rolle, auch wenn der „Tag der Kunst“ schon mal ausfiel, weil ein „Tag des Bauern“ wichtiger schien. Gauleiter Simon hatte zahlreiche Klöster, Schlösser und herrschaftliche Häuser aus Juden- und Emigrantenbesitz beschlagnahmt und stellte sie ab 1942 als Künstlerheime (Schloss Fischbach, Schloss Senningen) zur Verfügung. Das großherzogliche Palais wurde teils als Schlossschenke, teils als städtischer Ausstellungsort genutzt. Ob die Ausstellung über das „Sowjetparadies“, die im ganzen deutschen Reich gezeigt wurde, zur Kulturpolitik oder zur Propaganda zu rechnen ist, bleibt eine offene Frage. Die Schaffung eines „Kunsthhauses“ stellte eine revolutionäre Neuerung im Luxemburger Kulturbetrieb dar. Auch das angekündigte Jahresprogramm mit zwei Ausstellungen einheimischer Künstler sowie wechselnden Ausstellungen aus anderen Gauen des Reiches wies in eine neue Richtung. Doch gleichzeitig war das Kunsthaus in einem Gebäude untergebracht, das einer jüdischen Familie gehörte, und die Bedingungen für die Ausstellungen waren diejenigen des Nationalsozialismus. Zum Abschluss wird, vielleicht etwas zu kurz, in zwei Kapiteln auf „Ausstellungen im Buchladen Das Gute Buch, Haus Beffa und Werel“ und auf Kunsthandlungen eingegangen. Nur nebenbei sei bemerkt, dass es die „Avenue de la Liberté“ war, die in „Adolf-Hitler-Straße“ umbenannt worden war, und nicht die Großgasse. Weshalb die Ausstellung von Bildern des Arloner Malers Paul Breyer zweimal genannt wird, ist unverständlich. Der vierte Teil stellt die Frage der Kollaboration im Künstlermilieu, wobei, wie schon in der ganzen Arbeit, nur die bildenden Künste untersucht werden.

Etwas störend wirken die sehr zahlreichen (12) Exkurse zu bestimmten Themen, da sie den Lesefluss des Haupttextes unterbrechen. Wieso für gewisse Themen überhaupt ein Exkurs notwendig war, bleibt das Geheimnis der Autorin (Exkurs S. 313-314 muss als Fortsetzung des Kapitels angesehen werden, referiert allerdings eigentlich nur den Aufsatz von Schnitzler).

Bei der Frage der Kollaboration kommt eine sehr starke Unsicherheit der Autorin zum Ausdruck. Vielfach scheint sie die Akten nur teilweise zur Kenntnis zu nehmen oder bewusst etwas einseitig zu interpretieren. Auch die Schlussüberlegung, dass, wenn es keine Epurationsakte gibt, der Künstler nicht von der Epuration erfasst wurde, wirkt etwas naiv. Die Akte könnte ja auch nicht erhalten sein.

Zum Anhang sei gesagt, dass die einzelnen Teile wohl einer guten Idee entsprungen sind, ihre Umsetzung aber teilweise zu wünschen übrig lässt. So liest man in der Zeittafel, dass die Volksdeutsche Bewegung am 17.5.1940 gegründet worden sei, während auf S. 109 als Datum der 13.7.1940 angegeben wird. Luxemburg wurde auch nicht in ein CdZ-Gebiet eingegliedert, sondern einem Chef der Zivilverwaltung unterstellt. Die Verordnung über die Einführung der Wehrpflicht der Jahrgänge 1920 bis 1927 am 14.8.1942 ist eine Erfindung der Autorin. Weder hat es eine Verordnung alle Jahrgänge betreffend gegeben, noch stimmt das Datum. Leider fehlen sowohl das Datum der Befreiung Luxemburgs am 10. September 1944 als auch das Datum der Kapitulation des Deutschen Reiches am 8./9. Mai 1945. Bei den Kurzbiografien luxemburgischer Künstler war es wohl nicht immer möglich genaue biografische Daten zu eruieren. Dass Alfred Steinmetzer ohne Angaben bleibt, ist mehr als erstaunlich, da er problemlos auf Google zu finden ist. Wann ist die Überprüfung der biografischen Daten von Sosthène Weis abgeschlossen? Warum wird ein einzelner Bericht zur „Ausstellung moselländischer Künstler im Kunsthaus Luxemburg (Winter 1942/43)“ aus dem *Nationalblatt* kommentarlos abgedruckt?

Leider ist die Arbeit auch ziemlich schwierig zu lesen, da die Autorin oft sehr unsicher wirkt und sich an mehreren Stellen sehr stark auf die Wiedergabe der Sekundärliteratur beschränkt. Insgesamt ergibt sich der Eindruck einer Autorin, die von ihrem Thema etwas überfordert war. Vielleicht liegt das auch daran, dass die Autorin gleichzeitig auch noch als Künstlerin tätig war und sich wohl etwas zu viel zugemutet hat.

Paul Dostert

Renée WAGENER, „Méi Sozialismus!“ Lydie Schmit und die LSAP 1970-1988. Eine politische Biografie, hrg. v. der Fondation Lydie Schmit, Esch-sur-Alzette 2013, 288 S., ISBN 978-2-919908-07-3; 25 €.

Außerhalb von Luxemburg dürfte Lydie Schmit heutzutage praktisch unbekannt sein und auch zu ihren Lebzeiten war sie im Ausland nur wenigen Insidern der Politik ein Begriff. Anders in ihrer Heimat. Dass sie dort nicht in Vergessenheit gerät, dafür arbeitet die Fondation Lydie Schmit, die zum 25. Todestag ihrer Namenspatronin eine politische Biografie herausgegeben hat. Ausdrücklich sollte es keine Hagiografie sein, so der Stiftungspräsident Ben Fayot im Vorwort. Dazu passt, dass mit der Abfassung des Werkes über die Sozialistin Schmit Renée Wagener beauftragt wurde, die als Abgeordnete der Grünen zehn Jahre lang dem Landesparlament des Großherzogtums angehörte.

Ab 1974 war Schmit die erste Frau an der Spitze einer Partei der Sozialistischen Internationale und mit 35 Jahren auch eine der jüngsten Vorsitzenden. Mitglied der Luxemburgischen Sozialistischen Arbeiterpartei (LSAP) war sie zu diesem Zeitpunkt gerade erst vier Jahre. Aus einer katholischen Arbeiterfamilie stammend hatte sie Geschichte, Deutsch und Latein studiert und war Gymnasiallehrerin geworden. Der Parteibeitritt bedeutete, so Renée Wagener, den ersten Bruch in Schmits Biographie. Das Studium hatte bei der Katholikin aus einer luxemburgi-

schen Kleinstadt eine intellektuelle Krise ausgelöst, aus der sie durch die Hinwendung zur sozialistischen Bewegung herausfand. Die LSAP befand sich zu dieser Zeit ebenfalls in einer Sinnkrise. Die ab Mitte der 1960er-Jahre in ganz Westeuropa zu beobachtende Reideologisierung und Linkswende der Sozialdemokratie führte in Luxemburg zur Abspaltung des rechten Flügels. Nun wurde die Programmatik der Partei neu konzipiert, deutlich linker als zuvor.

Als die LSAP 1974 zusammen mit der linksliberalen Demokratischen Partei die Regierung übernahm und die führenden Genossen ins Kabinett eintraten, musste man auf der Suche nach einer neuen Person an der Spitze der Partei in der zweiten Reihe suchen. Aber Lydie Schmit, auf die die Wahl fiel, war mehr als eine personelle Notlösung, wie es bei rein situativer Betrachtung erscheint. Sie verkörperte in geradezu idealer Weise die neue, linkere LSAP. Schmit war eine der sozialen Aufsteigerinnen – vom Arbeiter- oder Kleinbürgerkind zur Akademikerin –, die in der europaweiten Linkswende der Sozialdemokratie so wichtig waren. Für deren radikalen Reformismus typisch ist das titelgebende Zitat „Mehr Sozialismus“. Auch dass eine Frau in die bisherige Männerdomäne einbrach, entsprach dem programmatischen Willen der LSAP, aber nicht unbedingt der politischen Praxis. Das Amt der Parteivorsitzenden verlangte Arbeit am Kompromiss, zwischen den Strömungen sowie zwischen der Partei und den Regierungsmitgliedern. Das entsprach nicht dem, was Lydie Schmit sich erhofft hatte. Schmit war selbstbewusst und gebildet; Arbeit für den Sozialismus verstand sie als eine ideologische und eine internationale Aufgabe, nicht vorrangig als Kleinarbeit, wie es die vorherige Generation praktiziert hatte. Zur politischen Praxis, zum Alltagsgeschäft wahrte sie große Distanz. Deswegen zog sie sich 1980 vom Parteivorsitz zurück und blieb zur großen Enttäuschung ihrer Unterstützerinnen auch nicht lange Abgeordnete. Renée Wagener interpretiert den „Rückzug aus der nationalen Politik“ (S. 23) als zweiten biografischen Bruch.

Das Großherzogtum empfand sie offenkundig schnell als zu klein für ihre ins Grundsätzliche gehenden politischen Ambitionen. Ihre Berufung fand sie in der internationalen Arbeit der Sozialdemokratie. Ersten Kontakt dazu bekam sie als Parteivorsitzende. In den letzten acht Jahren ihres kurzen Lebens agierte Lydie Schmit vorrangig auf dieser Bühne. Im Juni 1980 wählte die Sozialistische Fraueninternationale die Luxemburgerin zu ihrer neuen Präsidentin. Mit Lydie Schmit setzten sich die feministisch-pazifistischen Sozialistinnen in der Fraueninternationale durch, die nun unabhängiger von der „großen“ Sozialistischen Internationale (SI) auftrat. In der Frage einer Frauenquote machte Lydie Schmit die Wandlung durch, die viele Genossinnen durchliefen: Von der Ablehnung, da man doch nicht nur wegen des Geschlechts gewählt werden wollte, zur Unterstützung, weil anders die Repräsentanz von Frauen in der Führung nicht erhöht werden könne.

Ihre Radikalität zeigte sich u. a. bei Lydie Schmits wohl wichtigstem internationalen Auftritt, als 1982 die SI den 70. Jahrestag des Sozialistischen Friedenskongresses im Basler Münster an der selben Stätte beging. Schmit hielt eine äußerst kämpferische Rede, in der sie sich auf Rosa Luxemburg und Clara Zetkin bezog – beide 1912 Wortführerinnen des linken Flügels der SPD und später Mitgründerinnen der KPD. In dieser Zeit hegte Schmit eine heute schwer nachvollziehbare „schwärmerische Begeisterung“ (S. 269) für Jugoslawien und Rumänien. Chinas

Rolle in Südostasien bezeichnete sie als „stabilisierend“ (S. 247). Auch wenn sie in ihrer Wertschätzung kommunistischer Regime vielleicht weiter ging als ihre Genossinnen und Genossen – ein Werterelativismus war auf der demokratischen Linken der 1980er-Jahre verbreitet. Bei Lydie Schmit fand er sich in Äußerungen wie dieser: „Die Gefahr der Scheindemokratie ist auch im Westen real.“ (S. 28) Auch insofern war Schmit typisch für viele westeuropäische Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten, wenn auch dies mehr für die SPD als für die französische PS gilt. Letztere trat trotz (oder gerade wegen) des Bündnisses mit dem PCF schärfer gegen die Ostblockregierungen auf als die westdeutsche Bruderpartei.

Renée Wagener befasst sich auch mit Lydie Schmits Persönlichkeit. Manchen Weggefährten ging Schmits oft oberlehrerhafter Ton auf die Nerven, wenn sie „die Welt mit einer Schulklasse verwechselt“ (S. 33). In manchen Dingen steckte sie voller Wendungen und Widersprüche. Der krassste Gegensatz war der zwischen ihrem im Allgemeinen emanzipierten Lebenswandel und ihrer großen Abhängigkeit von der dominanten Mutter, bei der sie bis zum Tod lebte, obwohl sie eine eigene Wohnung besaß. An einem Privatleben außerhalb der Politik war sie nicht interessiert. Den Haushalt führte ihre Mutter. Eine Liebesbeziehung ging Lydie Schmit wohl nie ein. Einzig für das Fotohobby zweigte sie Zeit ab.

Über das Luxemburger Lokalkolorit und Lydie Schmit hinaus ist die Biographie interessant, weil sie einen Zugang zum Wandlungsprozess der westeuropäischen Sozialdemokratie von der Arbeiterpartei zur linken Volkspartei mit starkem akademischen Profil eröffnet. Kollektivbiografien könnten diesen Zugang aufgreifen, um das Bild weiter zu schärfen. Renée Wagener ist eine gut lesbare, reich bebilderte und grafisch immer wieder aufgelockerte Biografie gelungen, die durch einen Kunstgriff noch weiter gewinnt. Einleitend stellt sie Schlüsselbegriffe aus den Zeitzeugeninterviews nebeneinander. Da liest man über Lydie Schmit z. T. sehr Gegensätzliches: „Zurückhaltend. Jovial. Offen. Distanziert“ oder: „Starke Raucherin. Rauchte nur sehr wenig.“ (S. 10) Mit diesem einfachen Mittel erfährt der Leser, wie schwierig es ist, aus den persönlichen Erinnerungen der Weggefährten ein schlüssiges Bild zu gewinnen, das es wohl auch nie geben kann. Über Willy Brandt schrieb sein Sohn Lars: „Hätte man diesen Menschen von seinen Widersprüchen befreien wollen, wäre wenig von ihm übriggeblieben.“ So auch bei Lydie Schmit.

Bernd Rother

Christian WILLE, Grenzgänger und Räume der Grenze. Raumkonstruktionen in der Großregion SarLorLux. Reihe: Luxemburg-Studien/Études luxembourgeoises Band 1, Frankfurt am Main: Peter Lang Internationaler Verlag der Wissenschaften, 2012, 393 S.; ISBN 978-3-631-63634-3; 36,00 €

Christian Wille gehört zweifellos zu den (im Grunde genommen nicht sehr zahlreichen) Experten in Sachen Großregion, grenzüberschreitender Zusammenarbeit und interregionaler Arbeitsmarktverflechtungen. Er ist selbst Grenzgänger, sowohl bildlich gesprochen als auch in der Realität. Das vorliegende Werk, knapp vierhundert Seiten schwer, wurde als Dissertation zugleich an der Universität Luxemburg und an der Universität des Saarlandes präsentiert, natürlich mit Erfolg.

Der Autor hat es sich nicht einfach gemacht. Er hat sich nicht damit begnügt, das Grenzgängerwesen historisch, wirtschaftlich und geografisch zu beschreiben und zu begründen. Er hat sich auf das kulturwissenschaftliche, interdisziplinäre Feld gewagt und sich gefragt, welche Arten von Raumkonstruktionen es in der Großregion gibt, und wie sie entstehen. Es geht dabei um Zehntausende von Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern, die nicht in ihrer Wohnregion arbeiten, die jeden Tag eine, manchmal sogar mehrere Grenzen überqueren und zum Teil ganz unterschiedliche, jedenfalls spezifische Aktionsräume ihr eigen nennen.

Gleich zu Beginn weist er darauf hin, dass die Spezies des Grenzpendlers für die Kultur- und Sozialwissenschaften in weiten Teilen noch zu einem zu bearbeitenden Feld gehört. Fühlt sich der Grenzgänger etwa einer Art Zwischenkategorie zugehörig, nach dem Motto „Nirgendwo zuhause, überall daheim“? Was heißt es, jeden Tag „auf Achse“ zu sein? Ist Grenzgängerarbeit eher eine Form der Zwangs- oder der Wahlmobilität? Der Großregion Saarland-Lothringen-Luxemburg-Rheinland-Pfalz-Wallonien, der Einfachheit halber Großregion bzw. SaarLorLux-Raum genannt, kommt in Europa zweifellos eine Laborfunktion zu, ist sie doch der Grenzraum mit der höchsten Zahl von Grenzgängern. Christian Wille spricht von knapp 780.000 Personen (EU-27, Stand 2006/2007), von denen etwa 25 % in der Großregion beheimatet sind, von denen wiederum fast drei Viertel nach Luxemburg einpendeln (S. 33).

Der theoretisch-konzeptionelle Rahmen kann, muss den Leser aber nicht fesseln. Nicht jeder kennt sich mit „relational-konstruktivistischen“ bzw. „sozial-konstituierten“ Raumkonzepten aus (S. 38–39). Auch die Frage, ob es der Raum ist, der „kulturalisiert“ wird, oder ob die Kultur „verräumlicht“ wird, wird hier und heute nicht endgültig zu klären sein. Leichter zu verstehen und deshalb zugänglicher sind natürlich der Begriff „Erlebnisraum“ (S. 39) sowie die Feststellung, dass Grenzgänger eigentlich an zwei verschiedenen Gesellschaften teilnehmen. Über den Weg ihrer sozialen Praktiken – die konkrete Arbeitswelt ist das eine, alle weiteren, in der Arbeitsregion stattfindenden Aktivitäten, Kontakte und Erfahrungen das andere – konstruieren sich die Grenzgänger eigene Räume und Lebenswelten, die es zu erforschen, zu verstehen und zu beschreiben gilt.

Interessant, aber etwas lang geraten ist mit fast hundert Seiten (S. 105–200) das vierte Kapitel mit dem Titel „Das Grenzgängerwesen in der Großregion SaarLorLux von 1900 bis 2008“, wobei das Unterkapitel 4.1 („Der politische Kooperationsraum Großregion“) für diejenigen von Nutzen sein wird, die die Großregion nicht nur als grenzüberschreitenden Arbeitsmarkt, sondern auch als Kooperationsraum kennenlernen möchten. Die Unterscheidung verschiedener Entwicklungsphasen im Grenzgängeraufkommen (1900 bis Zweiter Weltkrieg; Nachkriegsjahre bis 1970er Jahre; 1980er Jahre bis Jahrtausendwende; Jahrtausendwende bis 2008) mag Sinn machen, allerdings machen sich bei der Lektüre der einzelnen Grenzabschnitte (D-F Grenze; D-L Grenze; F-L Grenze; B-F Grenze; B-L Grenze) erste Ermüdungserscheinungen bemerkbar. Zu Willes Verteidigung sei gesagt, dass die Großregion nun einmal sehr groß und dazu extrem kompliziert ist und dass hier in der Tat zum Teil ganz unterschiedliche Entwicklungen ablaufen.

Spannend und unbedingt lesenswert ist das Kapitel 5, in dem es um die „soziokulturellen Dimensionen“ des Grenzgängerwesens geht. Der Wissenschaftler stellt

hier die Ergebnisse eigener empirischer Untersuchungen, die hauptsächlich auf qualitativen Erhebungstechniken aufbauen, vor. Was die „Arbeitszufriedenheit“ der Grenzgänger betrifft (ab S. 204), werden materielle Aspekte wie Urlaubs- und Arbeitszeitregelung sowie die Einkommenslage sehr positiv bewertet. Letzteres gilt in einem ganz besonderen Maße für die in Luxemburg beschäftigten Befragten. Aber auch hier gibt es je nach Beschäftigungsbereich und Herkunftsland Unterschiede zu vermerken. Auf einer geografischen Schiene, die von Rheinland-Pfalz über das Saarland und Wallonien bis nach Lothringen reicht, scheint der Zufriedenheitsgrad leicht, aber kontinuierlich abzunehmen (siehe Abb. 27, S. 206).

Aspekte, die zu einer gewissen Unzufriedenheit führen können, sind beispielsweise die Weiterbildungsmöglichkeiten und die beruflichen Entwicklungsmöglichkeiten. Die häufig benutzte Floskel „Sprache des Nachbarn“ (wird hier nicht verwendet) klingt gut, ändert aber leider nichts an der Tatsache, dass es sich auch hier, für viele, um eine Fremdsprache handelt – ein Umstand, der nicht unbedingt zum Wohlbefinden auf dem Arbeitsplatz beiträgt. Natürlich trägt auch die Verkehrssituation zu Stress und Frustrationen im Berufsalltag bei, auch wenn die Unternehmen, die in der Regel als „grenzgängerfreundlich“ eingestuft werden, hier meistens keine Abhilfe schaffen können.

Grenzgängerarbeit wird von „Push- und Pull-Faktoren“ bestimmt. Da ist zum einen die Verfügbarkeit von Arbeitsplätzen – dazu noch in interessanten Branchen und in einem attraktiven, internationalen Umfeld –, zum anderen ein in der Regel deutlich höheres Einkommen. Hierbei spielt dann nicht nur die Höhe des Bruttoeinkommens eine Rolle, sondern auch der Unterschied zwischen Brutto und Netto sowie eine großzügige(re) Sozial- und Familienpolitik.

Grenzgänger sind nicht nur Wanderer zwischen verschiedenen Welten; manchmal sitzen sie regelrecht zwischen zwei Stühlen. An ihrem Wohnort werden sie zu „privilegierten“ Zeitgenossen abgestempelt – insbesondere die, die im Hochlohnland Luxemburg tätig sind –, und an ihrem Arbeitsplatz werden sie nicht immer bzw. von jedem „auf Augenhöhe“ behandelt. Kurzweilig und manchmal sehr interessant sind die vielen Aussagen, mit denen Christian Wille dieses Kapitel geschmückt hat: „Es nervt, immer im Auto zu sitzen. (...) Wenn man als Saarländer nach Luxemburg fährt, dann ist das immer eine Katastrophe“; „Ich wohne auf 70 m² und bezahle etwa die Hälfte vom Luxemburger Mietpreis“ (beide S. 230); „Dadurch, dass ich in Luxemburg arbeite, habe ich für mich ein besseres Leben“; „Ich denke, ich werde immer Grenzgänger bleiben“ (beide S. 231). Selbstverständlich gibt es auch die, die gerne näher an ihrem Arbeitsplatz wohnen würden, und die, für die Wohnen in Luxemburg überhaupt kein Thema ist: „Weil ich in Luxemburg niemals als Luxemburger behandelt werde“ (S. 232).

In Luxemburg arbeiten heißt in der Regel, mit vielen unterschiedlichen Menschen, Nationalitäten und Sprachen zu tun haben. Den meisten Befragten scheint das zu gefallen, weil sie jetzt „besser mit verschiedenen Mentalitäten umgehen“ können, „eine oder mehrere Fremdsprachen gelernt“ haben und ihr „Leben interessanter geworden“ ist (S. 237). Die Einstellung der Arbeit gegenüber ist nicht überall dieselbe, und so ist es nicht verwunderlich, dass die Arbeitsweisen der Luxemburger, Deutschen, Franzosen und Belgier (um nur diese vier Gruppen zu nennen) zum Teil recht unterschiedlich bewertet werden. Während die Deutschen allgemein als „dis-

zipliniert“ gelten und die Franzosen anscheinend ein gewisses „Laisser-faire“ kultivieren, befinden sich die Luxemburger – wie könnte es anders sein? – irgendwo dazwischen. Was die sozialen Praxen am Arbeitsplatz angeht, macht der Autor den Unterschied zwischen den Reaktionstypen „Dominanz“ (der Grenzgänger versucht sich durchzusetzen), „Divergenz“ (der Grenzgänger geht seinen eigenen Weg, andere Arbeitskollegen allerdings auch), „Assimilation“ (der Grenzgänger passt sich an) und „Synthese“ (der Grenzgänger lernt von seinen Kollegen, und umgekehrt).

Ein weiteres wichtiges Thema, es wurde bereits kurz angesprochen, ist die Sprachenpraxis. Ernüchternd ist die Feststellung auf S. 268, „dass die Bemühungen zum Erlernen des Luxemburgischen bei Grenzgängern schwach ausgebildet sind“. Kein Wunder, beherrschen doch die Eingeborenen die beiden Nachbarsprachen relativ gut. Das Sprachengewirr führt auch schon mal zu Unstimmigkeiten, manchmal sogar zu Fehlern – ein Problem, das beispielsweise im Gesundheits- und Pflegebereich zwar längstens bekannt, aber noch nicht gelöst ist. Die Mehrzahl der Grenzgänger fühlt sich anständig behandelt, es gibt aber auch welche, die unter einer manchmal verzerrten Wahrnehmung leiden: Sie schätzen es nicht, wenn sie als Konkurrenz zu den Einheimischen gesehen werden. Sie möchten weder als billige (in Luxemburg) noch als überbezahlte (in ihren Heimatregionen) Arbeitskräfte gesehen werden. Ein Grenzgänger fühlt sich als „Araber der Luxemburger“; diese Aussage erinnert mich an einen im August 1997 veröffentlichten CERRM-Bericht (CERRM steht für „Centre Européen de Ressources sur les Reversions et les Mutations“), in dem der ehemalige Vorsitzende des Wirtschafts- und Sozialausschusses der Großregion, Pierre Dap, zitiert wird mit dem Satz „We are the Turkish workers of Luxembourg“. Generell werden die Grenzgänger, gerade in Luxemburg, allerdings als kulturelle Bereicherung angesehen. Im Laufe der Zeit sind sie ganz einfach unverzichtbar geworden, und sei es nur um den Wohlstand im Land in etwa halten zu können. Das scheinen mittlerweile die meisten meiner Landsleute verstanden zu haben.

Ein Wort noch zur räumlichen Identität der Grenzgänger. Die Frage, die auf der Hand liegt, ist die, ob Grenzpendler eine andere räumliche Wahrnehmung haben, bzw. „inwiefern sie sich verschiedenen räumlichen Maßstabebenen zugehörig fühlen“. Die Abb. 41 auf S. 291 macht deutlich, dass Grenzgänger sich zuerst ihrem Wohnland, dann ihrer Wohnregion und schließlich ihrem Wohnort zugehörig fühlen. Erst danach fühlen sie sich als Europäer, als Weltbürger und – bereits ziemlich weit abgeschlagen – als Bürger der Großregion SaarLorLux oder „SaarLorLuxer“. Die Großregion bleibt demnach eine ziemlich unbekannte Größe mit niedriger Identifikationskraft. Schade! Christian Willes Buch ist trotzdem unbedingt lesenswert. Er wirft einen anderen Blick auf die Grenzgänger. Sie zeichnen sich in seinen Augen durch ihre „Sowohl-als-auch-Präsenz“ in mindestens zwei national verfassten Einheiten aus. Dadurch bringen sie „die Ordnung des hier/dort oder vertraut/fremd in Bewegung“, und das ist gut so, möchte man hinzufügen. Dem Autor ist es gelungen, das Grenzgängerphänomen kulturwissenschaftlich zu beleuchten. Auch wenn der Text sich manchmal schwer liest – das ist halt so bei einer seriösen deutschsprachigen wissenschaftlichen Publikation, es kann aber natürlich auch am Leser liegen –, macht er Lust auf mehr. Und mehr kann ein Buch eigentlich nicht bewirken, oder?

Claude Gengler

Christophe SOHN (Hg.), Luxembourg. An Emerging Cross-border Metropolitan Region, Brüssel, P.I.E. Peter Lang, 2012, 313 S., ISBN 978-90-5201-798-3; 42,70 € (pb); 978-3-0352-6124-0; 47,48 € (ebook).

Kann eine kleine Großstadt Metropole sein? Luxemburg präsentiert bekanntlich den eher ungewöhnlichen Fall einer Stadt von begrenzter Größe, die zugleich eine herausragende internationale Bedeutung hat. Das dynamische Wachstum der vergangenen Jahre und die besondere Rolle von Stadt und Land für ein sehr viel größeres Einzugsgebiet regen an zum Nachdenken über den damit einhergehenden Typus von Stadtentwicklung bzw. Urbanisierung. Zwei Themenstränge werden in diesem Kontext in Stadt- und Regionalforschung sowie Geografie sehr intensiv diskutiert: zum einen die wachsende Internationalisierung nicht nur der großen Global Cities, sondern auch vieler nachgeordneter Städte und Stadtregionen; zum anderen die Herausbildung grenzüberschreitender Verflechtungsräume, die nicht zuletzt in Folge der europäischen Integration vieler Regionen Mittel-, Ost- und Westeuropas zu beobachten ist.

Beide Themenkorridore stehen auch im Mittelpunkt dieses Buchs, das der am CEPS/Instead in Esch-sur-Alzette tätige Geograf Christophe Sohn herausgegeben hat. Es untersucht den möglichen Wandel der Stadt Luxemburg zu einer grenzüberschreitenden Metropole. Ausgangspunkt dieses Buchs war das Forschungsvorhaben *Metrolux*, das unter Koordination des CEPS zwischen 2007 und 2009 bearbeitet wurde. Aus den Forschungsaktivitäten von weiteren Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus Deutschland, Frankreich und Luxemburg wurden ebenfalls Themen und Inhalte zu diesem Band beigeleitet.

Das Buch enthält drei Abschnitte mit zwölf Kapiteln (zuzüglich der Einführung des Herausgebers), die diesem Gegenstand sehr facettenreich auf den Grund gehen. Der erste Abschnitt widmet sich der Herausbildung bzw. Veränderung metropolitane Zentralitäten, womit die Anziehungskraft bestimmter Städte zur Lokalisierung übergeordneter bzw. internationaler Funktionen gemeint ist. Im Fall von Luxemburg-Stadt sind dies im Wesentlichen die Wissensökonomie und der Cluster von Finanzdienstleistungen. Neben den empirischen Einblicken in diese beiden Sektoren werden eine aufschlussreiche Befragung von Experten sowie eine Auswertung der Medienberichterstattung über die Eigenschaften der Hauptstadt bzw. diesbezügliche Wahrnehmungen präsentiert. In diesem Licht stellt sich die Hauptstadt sehr positiv dar, u. a. aufgrund der kulturellen Vielfalt, ihrer Internationalität sowie der insgesamt als hoch eingeschätzten Lebensqualität. Offenbar wird zur Kennzeichnung dieser Merkmale zunehmend auch das Attribut „metro“ verwendet.

Der zweite Teil geht den grenzüberschreitenden Entwicklungsdynamiken der Stadtregion Luxemburg nach, also der Hauptstadt und ihres weiteren Einzugsbereichs. Die Beiträge thematisieren grenzüberschreitende Mobilität und (Peri-)Urbanisierung, also die raumzeitliche Verteilung der Tagespendlerströme sowie der Wohnstandortmobilität über die Region. Dabei werden Fragen der sozialen Polarisierung oder der demografischen Entwicklung im gesamten Gebiet des heute auch „Großregion“ genannten Verflechtungsraums behandelt. Die aus anderen Stadtregionen bekannten Muster räumlich ungleicher Entwicklung werden hier auf einem sehr viel größeren Maßstabniveau reproduziert. Obendrein sind sie aufgrund der

Internationalität der Akteure und der sehr unterschiedlichen Modi politischer Regulierung in den benachbarten Regionen ungleich komplexer.

Der dritte Teil des Buchs befasst sich schließlich mit Formen der Governance in grenzüberschreitenden Regionen, also der Praktiken von Politik und Planung, Stakeholdern und Zivilgesellschaft auf verschiedenen Maßstabsniveaus und über die jeweiligen Sektoren der Fachpolitiken hinaus. Die Beiträge diskutieren zum einen das Konstrukt der Großregion, des grenzüberschreitenden Kooperationsraums bestehend aus Wallonien, Rheinland-Pfalz, Saarland, Lothringen und Luxemburg in seinem Zentrum, der in der jüngeren Vergangenheit auf politischer Ebene stark vorangetrieben wird. Zum anderen werden Aspekte wie die Brauchbarkeit von Städtenetzwerken für solche Kooperationsmodelle, die Herausforderungen der Raumplanung in Luxemburg oder die Frage der politischen Restrukturierung von Grenzregionen entlang verschiedener Maßstabslevels diskutiert. Ein Epilog greift die Frage des Titels des Buches auf: Handelt es sich bei Luxemburg um eine Metropole, bzw. lässt sich dieses Beispiel in anderen Regionen Europas vorfinden oder gar als Muster für andere Räume begreifen?

Beide Fragen werden tendenziell negativ beantwortet. Das Paradoxon aus geringer Größe, aber besonderer funktionaler Bedeutung ist sehr spezifisch, kaum in anderen Regionen Europas vorfindbar, erst recht nicht als Blaupause für regionale Entwicklungskonzepte anderenorts einzusetzen. Richtigerweise wird stattdessen der Prozess der Metropolisierung betont, nicht die Definitionsfrage, ob bzw. ab wann denn eine Region zuverlässig als Metropole gelten kann (die eigentlich kaum seriös beantwortbar ist). Dies führt zum roten Faden, der sich durch den gesamten Band zieht: Macht der Prozess der Metropolisierung Luxemburgs aus dem internationalen, grenzüberschreitenden Verflechtungsraum auch eine ebensolche Region – die einer eindeutigen Entwicklungsdynamik folgt, die mehr oder minder gut abgrenzbar ist und die mit einem einigermaßen kohärenten Modell von grenzüberschreitender Governance regiert werden kann? Eher nicht.

Es kennzeichnet heute nicht nur Staatsgrenzen überschreitende Regionen, dass das Ausmaß der internationalen Verflechtungen groß ist, dass nicht mehr eindeutig feststellbar ist, wo eine bestimmte Region anfängt bzw. aufhört, und dass es für diese komplexen funktionalen Zusammenhänge keine klar regelbaren politischen Handlungsräume mehr gibt, womöglich auch nicht geben kann. Zweifellos gibt es gute Gründe für regionale, grenzüberschreitende Kooperationen. Die leidlich institutionalisierte Großregion aus Luxemburg und seinen Nachbarräumen kann diesbezüglich aber bestenfalls Illusionen produzieren, mit der Einlösung entsprechender Hoffnungen auf politische Steuerung aber schnell überfordert sein. Anders sieht dies womöglich in einem Zwischenbereich aus, der vom Großherzogtum aus bis zu den Großstädten Trier, Saarbrücken, Metz, Nancy und Namur reicht.

Das Buch gibt einen guten Überblick über die Metropolisierungsprozesse und -dynamiken in diesem Raum. Die Beiträge nehmen dazu unterschiedliche Perspektiven ein, was die Lektüre umso interessanter macht. Den Aussagen der einzelnen Kapitel sind zahlreiche Tabellen und Karten beigelegt. Von Letzteren sind die meisten zusätzlich in der Mitte des Bands als Farbgrafiken enthalten. Die empirische Grundierung vieler Beiträge ist zweifellos eine der Stärken dieses Bandes. Der Umstand, dass der Zeitpunkt dieser Untersuchungen bereits etliche Jahre

zurückliegt, ist allerdings auch ein kleiner Nachteil; das Quellenverzeichnis endet, von einer Handvoll Ausnahmen abgesehen, im Jahre 2009. Es wäre im Licht der ökonomischen Krise sowie der höchst unsicheren Zukunftsperspektiven finanzwirtschaftlicher Archipele wie Luxemburg interessant zu erfahren, wie diese Perspektiven gegenwärtig und in naher Zukunft einzuschätzen sind. Eine Antwort auf diese Frage ist nicht nur für Luxemburg, bzw. seine Hauptstadt hochrelevant, sondern für ein weit größeres Territorium in seinem Einzugsbereich.

Markus Hesse

Isabelle YEGLES-BECKER, Carlo HOMMEL, Claude ESCH, Lëtzebuerg. Alstad. Vieille Ville, Esch-sur-Alzette: Editions Schortgen, 2012, 176 p., ISBN 978-2-87953-154-0; 44 €.

Pour célébrer son 75^e anniversaire, le Comité Alstad a chargé trois de ses membres à publier un ‚beau livre‘ sur la vieille ville de Luxembourg. Les auteurs invitent à une visite guidée de 34 sites situés dans la vieille ville qui pour l’occasion dépasse la rue du Fossé – et donc le premier mur d’enceinte médiéval – pour englober la place Guillaume, l’hôtel de ville, la cathédrale et Saint-Maximin ainsi que la Cité judiciaire. Les magnifiques photos de Carlo Hommel, en partie dotées d’un cadre un peu vieillot, sont commentées par de courts textes en français, parfois aussi une remarque ultra-brève en luxembourgeois. Ces commentaires font en général un court historique du bâtiment ou de la place, sans trop de risque d’erreur. N’empêche que celles-ci ne sont pas complètement absentes, comme en témoigne cette information erronée selon laquelle saint Bartholomé aurait été « le patron des métiers du cuir (boucher, tanneur, relieurs, ...) [sic] » (p. 145s.), alors qu’il n’était invoqué comme tel que par les bouchers, les métiers du cuir (tanneurs et cordonniers) s’adressant à saint Crépin. Me paraît aussi très hasardeux de prétendre que « la spécialisation de la foire de Luxembourg était le marché de bétail, des tissus (ganterie, cuir...) et accessoirement de la porcelaine », alors que les tisserands exerçaient depuis les origines sans doute la police de la foire, ce qui laisse présumer une prépondérance du marché de la laine et du textile.

Alors que la plupart des sites visités sont des plus traditionnels, ce qui est parfaitement normal, les auteurs ont heureusement intégré aussi quelques bâtiments moins classiques ou peu considérés comme sites historiques, tels que certains magasins datant de la fin du XIX^e, voire du XX^e siècle, comme la maison Beffort-Bandermann, l’immeuble Hertz-Grünstein (pourquoi pas son pendant, le magasin à la Bourse, en voie de transformation substantielle ?), le *Conrots Eck*, la maison Gilly ou le *Lentzen Eck*, voire la Cité judiciaire ou le siège rénové du Conseil d’Etat, rendant ainsi attentif au fait que ce ne sont pas que les bâtiments les plus anciens qui méritent l’intérêt du visiteur de la ville et ... des protecteurs du patrimoine. Le livre se clôture d’ailleurs sur un chapitre consacré aux différents types d’architecture urbaine : religieuse, publique, domestique, insistant e. a. sur les éléments intérieurs historiquement tout aussi intéressants que les façades (souvent seules protégées par les règlements communaux).

Le livre est certainement à recommander aux touristes, alors qu'une histoire de la ville scientifiquement valable continue à faire défaut.

michel pauly

Sonja KMEC in Zusammenarbeit mit dem Cid-femmes (Hg.), Das Gespenst des Feminismus. Frauenbewegung in Luxemburg gestern – heute – morgen, Marburg, Jonas Verlag, 2012, 168 S., ISBN 978-3-89445-465-4; 25,00 €.

„Die Erinnerung ist Teil hegemonialer Kämpfe um die Frage: Wer hat die Definitionsmacht über wessen Geschichte?“ (S. 10) Diese Einsicht steht im Zentrum der Reflexionen, die dem Vorhaben, die Luxemburger Frauenbewegung auf der Basis von Archivmaterialien, Interviews und Aufzeichnungen von Erzählcafés (S. 13f.) zu dokumentieren und zu befragen, in der Einleitung des Bandes vorangestellt sind. In den Ausführungen von Sonja Kmec resultiert sie aus Auseinandersetzungen zwischen Akteurinnen der Frauenbewegung und denen, die ihre Geschichte schreiben wollen, und zeugt von einer Tradition feministischer Herrschaftskritik daran, was wie zu „Geschichte“ wird (und was nicht). Den zweiten Ausgangspunkt für das Anliegen des Bandes verdeutlicht die Autorin an der Analogie des Titels zum „Gespenst des Kommunismus“. Die Formulierung aus dem Kommunistischen Manifest inspirierte Derrida in „Marx‘ Gespenster“ zu dem Gedanken, dass aus Interferenzen von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft emanzipatorische Ansprüche eine unbestimmt-geisterhafte, aber dennoch wahrnehmbare Präsenz gewinnen können. Als ein Gespenst in diesem Sinne ordnen die Herausgeberinnen also auch den Feminismus ein.

Der lesenswerten Einleitung folgt ein umfangreicher Beitrag über den „Mouvement de libération des femmes“, der die Zeit von 1972 bis 1992 umfasst. Nadine Geislers Ausführungen werden mit einer breiten Auswahl an Dokumenten (insbesondere Fotos und Flugblätter) belegt und veranschaulicht. Der Beitrag zeigt eindrücklich, dass wie in anderen europäischen Ländern auch in Luxemburg die Frage der körperlichen und sexuellen Selbstbestimmung von Frauen, insbesondere die Abtreibungsfrage, einen Kristallisationspunkt der Frauenbewegung darstellte und selbst politische Aktionsformen sich ähnelten. Insofern ist Nadine Geisler sicherlich Recht zu geben, wenn sie bei der Luxemburger Frauenbewegung „starke Parallelen zu sozialen Bewegungen in anderen westlichen Ländern“ feststellt (S. 60). Allerdings erweist sich gerade die Spezifik einer solchen Bewegung innerhalb des überschaubaren sozialen Raumes eines Kleinstaates mit gleichzeitig starker internationaler Vernetzung als ein aufschlussreicher Gegenstand für die Erforschung sozialer Bewegungen und ihrer Eigendynamiken.

Sonja Kmec nimmt in ihrem Beitrag „Der MLF aus heutiger Sicht: Einmal Utopia und zurück?“ die Interferenzen zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in den Blick, die sie bereits in der Einleitung mit der Gespenster-Metapher aufgegriffen hatte. Der Beitrag fragt einerseits nach den Zukunftsvorstellungen der Aktivistinnen der 1970er Jahre, andererseits nach ihren Bilanzen aus heutiger Sicht. Insgesamt dokumentiert sich in den von der Autorin interpretierten Interview- und Gesprächsausschnitten und Bildern ein anhaltendes Ringen um Positionsbestimmungen zu bzw.

Deutungen von „Radikalität“ und „Feminismus“. Zur Sprache kommt hier auch das Politikum der gesellschaftlichen Verteilung von Arbeit, die sich eher unter den Bedingungen globalisierter neoliberaler Ökonomien zu transformieren scheint denn durch politische Interventionen für mehr Geschlechtergerechtigkeit. Dazu steht in einer merkwürdigen Spannung, dass im Folgenden ein beobachtbarer frauenpolitischer „Rollback“ eher eindimensional als Generationenbruch zwischen einer politisch aktiven Mütter- und einer passiv profitierenden Töchtergeneration verhandelt wird. Dadurch werden nicht nur Verflechtungen feministischer Politik, sondern auch Dynamiken gesellschaftlicher Geschlechterverhältnisse eher verkürzt.

Wie eine Achse in der Mitte des Buches wirkt der Beitrag von Véronique Kolber, bestehend aus 14 Fotoportraits von Aktivistinnen. Sie sind lediglich mit kurzen Statements der Portraitierten versehen und nicht weiter kommentiert. Das in der Einleitung formulierte Anliegen, die Vielstimmigkeit der Erinnerung zu respektieren, wird hier realisiert, indem die Definitionsmacht über „die Geschichte“ möglichst weitgehend bei den damaligen Akteurinnen gelassen wird – und gleichwohl deutlich wird, dass es sich bei den aktuellen Portraits um Nahaufnahmen der heutigen Perspektive auf die Vergangenheit handelt.

Mit der Problematik von Erinnerung beginnt auch Renée Wagener ihren Beitrag „Vom MLF zum Cid-femmes. Rekonstruktion eines Wandels“: Die Auskünfte der an diesem Prozess Beteiligten erscheinen lückenhaft; die Autorin beschreibt das Phänomen als „fehlende[s] Gedächtnis“ (S. 107) und wirft damit Fragen auf, die jedoch nicht weiter vertieft werden. Im Fokus der Rekonstruktion des Wandlungsprozesses steht einerseits die Figur eines Bruchs mit einer dem MLF zugeschriebenen feministischen Radikalität, der bei der Gründung des Cid-femmes eine Absage erteilt worden sei. Dies rekonstruiert die Autorin überzeugend etwa am Wechsel von Akteurinnen, Themen und Namensgebung. Eine nur vordergründig plausible Figur ist hingegen ein Phasenmodell sozialer Bewegungen, das hier wie auch in vielen anderen Diskussionen auf die Frauenbewegung angewendet wird. Der Dreischritt Radikalisierung – Institutionalisierung – Entpolitisierung impliziert eine Tendenz, Kontinuitäten und Radikalität, die möglicherweise lediglich Schauplätze und Ausdrucksformen gewechselt hat (man denke nur an Queer Politics oder die Riot Grrrls der 1990er Jahre), zu übersehen.

Der Beitrag von Colette Kutten beschreibt unter dem Titel „Cid-femmes – zwischen Institution und Utopie (1992-2012)“ die erfolgreiche Institutionalisierung des Dokumentationszentrums. Damit verbunden sieht sie eine Verschiebung vom politischen Aktivismus hin zu einem professionalisierten kulturellen, wissenschaftlichen und pädagogischen Engagement in Fragen der Geschlechtergerechtigkeit. Für diesen Bereich präsentiert der Beitrag eine eindrucksvolle Palette von Aktivitäten und Publikationen, jedoch nicht ohne im Fazit ein klares politisches Statement abzugeben, das das Cid-femmes auf eine Genderorientierung ohne Verzicht auf ein gezieltes Sichtbarmachen von Frauen verpflichtet.

Claudia Lenz fragt in ihrem Artikel nach „Geschlechterutopien und ihre[n] Bezüge[n] zur Vergangenheit“. Unter dieser Perspektive werden verschiedene geschlechtertheoretische und geschlechterpolitische Ansätze von der Frauengeschichtsbewegung bis zur Queer Theory untersucht, was ungewöhnliche Einsichten produziert und eine originelle Klammer zur in der Einleitung des Bandes

aufgeworfenen Frage nach Erinnerung herstellt. Wünschenswert wären in diesem Beitrag ausführlichere Referenzen gewesen.

Den Abschluss des Bandes bilden eine Chronologie, die auch eine internationale Kontextualisierung vornimmt, und ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis.

Insgesamt macht der Band mit der Problematisierung von Erinnerung und Deutungsmacht eine vielversprechende Perspektive auf die Geschichte(n) feministischer Bewegung(en) auf, die auch über den luxemburgischen Kontext hinaus von Interesse ist, und greift die damit verbundenen Fragestellungen in den einzelnen Artikeln immer wieder auf. Allerdings läuft er in Teilen Gefahr, in die Klagen über Entpolitisierung und Verlust von Radikalität einzustimmen, die aber nur eine der möglichen Lesarten – wenn auch vermutlich die hegemoniale – von Erinnerungen an Bewegungsgeschichte(n) ist. Diese Lesart nimmt bestimmte Vorstellungen von Politik, die von den Mobilisierungs- und Protestformen und Aktivismus der neuen sozialen Bewegungen dominiert sind, zum Maßstab, und gibt unter der Hand der Vergangenheit die Definitionsmacht über die Gegenwart. Wird dieser Maßstab auf heute übertragen, so kann das blind machen für aktuelle Transformationen des Politischen, das seinen Ausdruck in virtuellen Öffentlichkeiten, unter Bedingungen globalisierter Ökonomien, jenseits von *identity politics* etc. finden muss. Um dies sichtbar zu machen, sind historische und internationale Vergleiche nötig. Der vorliegende Band leistet hier einen fundierten und inspirierenden Beitrag und sollte deshalb auch ein internationales Publikum finden.

Christine Thon